

1. Auflage 2021 (CLV)

(früher erschienen im Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH, Marburg)

© 2021 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Artikel-Nr. 256762

ISBN 978-3-86699-762-2



Eckart zur Nieden

Das Geheimnis der  
vierten  
Burg

Jung@Jünger

# 1. KAPITEL

Es war einmal ein großer, finsterer Wald.

Weil er so groß und finster war und außerdem am Rand mit dornigem Unterholz verwachsen, kamen selten Menschen hinein. Nur ganz mutige und tüchtige.

Angenommen, du hättest damals gelebt, und angenommen, du wärst mutig und geschickt und außerdem neugierig gewesen, sodass du dich gern in den Wald gewagt hättest, so würdest du ihn auf diese Weise finden: Von der großen Stadt, wo das Herzogsschloss steht, der Hauptstadt der großen Insel, gehst du zwei Tage lang den Strom hinauf. Wenn du ein Pferd hast, geht es natürlich schneller. Da triffst du auf die Stelle, wo der rote Fluss in den Strom mündet. Du erkennst ihn an seiner rötlich-braunen Farbe, von der er den Namen hat. Die Farbe kommt nicht etwa von Blut, auch nicht von Himbeersosse, sondern von den Stoffen, die der Fluss aus seinen Quellgebieten in den Hochmooren mit sich führt.

Gehst du den roten Fluss entlang aufwärts, so kommst du nach zweieinhalb Tagen zu zwei Dörfern, die heißen Oberkiefern und Unterkiefern. Genau zwischen ihnen mündet ein kleiner Bach in den roten Fluss. Folgst du seinem Lauf aufwärts, so kommst du zu dem großen Wald.

An der Stelle, wo der Bach aus dem Wald fließt, treibt er das Wasserrad einer Mühle an, das einzige Gebäude weit und breit.

Hier bist du nun auch an dem Punkt, wo du in den Wald hineinkommst, ohne von Dornen zerkratzt zu werden. Zieh deine Schuhe aus – und deine Strümpfe, wenn du welche hast –, schlag deine Hosenbeine hoch und geh im Wasser durch die enge Schlucht, die sich der Bach im Lauf vieler Jahre gegraben hat. Wenn du auf diese Weise tief in den Wald hineingekommen bist, sodass du denkst: *Hier ist es so wild, da ist bestimmt noch nie ein Mensch gewesen*, dann steht plötzlich vor dir auf einem steilen Felsen eine Burg.

Vor vielen Hundert Jahren, in der Zeit also, von der ich erzählen will, stand ein Junge an einem nebligen Morgen im Herbst oben auf dem Turm der Burg.

»Wald, Wald, überall Wald!«, murmelte der Junge. »Was ist wohl dahinter? Ich weiß wohl, dass es da viele andere Menschen gibt, Häuser, Felder und Flüsse. So haben sie es mir gesagt. Aber ich will das alles gern mit eigenen Augen sehen!« Er lehnte sich an eine der Zinnen und schaute grübelnd hinaus über das endlos scheinende Grün.

Da hörte er seinen Namen rufen: »Gernot!« Er erkannte Annas Stimme, die so tief war, dass man manchmal nicht

wusste, ob ein Mann oder eine Frau sprach. Anna war eine tüchtige Magd, die alles in der Burg regelte, seit Gernots Mutter nicht mehr lebte.

Gernot ging zur anderen Seite des Turms und versuchte sich über die Brüstung zu beugen. Er konnte aber trotzdem nicht auf den Hof sehen, weil er nicht groß genug war. »Hier oben bin ich, auf dem Turm!«, rief er hinunter.

»Komm mal runter, junger Herr!«, rief Anna. »Ich will dir etwas zeigen.«

»Ich komme!«

Der Junge wirbelte die enge Wendeltreppe hinunter. Er liebte das leichte Schwindelgefühl, das er dabei immer bekam. Unten musste er sich schnell andersherum drehen, um nicht umzufallen.

Auf dem steilen Felsen war neben dem Turm nur noch Platz für ein ziemlich kleines Haus, das sie Palas nannten, wie das Hauptgebäude einer richtigen großen Burg. Die Scheunen und Ställe und ein weiteres Haus für die Diener standen unten neben dem Felsen. Gernot rannte die Holztreppe hinunter, die schräg an der Flanke des Felsens hinabführte und die man im Falle eines Angriffs von Feinden hochziehen konnte. So einen Fall hatte es aber noch nie gegeben.

Anna stand vor dem Stall, in dem ein Pferd, zwei Kühe, drei Ziegen, vier Schweine und dreiundzwanzig Hüh-

ner untergebracht waren. »Komm schnell!«, winkte sie. »Die Küken schlüpfen gerade. Eins ist schon aus dem Ei gekommen.«

Gernot folgte der großen, dicken Frau in den Stall. Tatsächlich – ein kleines gelbes Küken bewegte sich unbeholfen zwischen Resten von Eierschalen. Daneben sah Gernot ein Ei mit einem Sprung. Eben kam ein Schnabel heraus. Das Ei zerbrach, ein kleiner Kopf schaute heraus, schien sich erstaunt umzublicken, und dann war das ganze Küken frei.

»Du wolltest das doch immer mal sehen«, sagte die Magd, »darum habe ich dich gerufen.«

Gernot nickte nur. Er hockte sich nieder, um genauer hinzusehen.

Anna murmelte: »Was mag so ein Küken wohl denken, wenn es zum ersten Mal die Welt außerhalb der schützenden Eierschale sieht?«

Gernot lachte: »Das Küken kann doch gar nicht denken!«

»Aber was würde es denken, wenn es denken könnte?«

Gernot stand auf. »Wahrscheinlich so etwas Ähnliches wie ich.«

»Wie du?«

Sein Nicken reichte ihr nicht als Antwort, und darum fügte sie hinzu: »Was meinst du damit?«

»Nun ja ...« Gernot setzte sich auf einen Melkschemel. »Weißt du, ich war auch lange wie in so einer Schale. Eigentlich bin ich es noch. Ich habe nur in unserer Burg gelebt, hier im Wald. Gut, ich war ein Kind und war damit zufrieden. Aber jetzt bin ich kein Kind mehr. Ich will wissen, wie es draußen aussieht.«

Anna sah ihn lange schweigend an. Das war besonders erstaunlich, da sie sonst immer in Bewegung war, außer im Schlaf, und auch selten lange schweigen konnte.

Dann nickte sie langsam und brummte: »Das stimmt, junger Herr, da hast du eigentlich recht. Du bist alt genug. Vom Erzählen allein lernst du die Welt und das Leben nicht kennen. Außerdem haben sie dir längst nicht alles erzählt. Komm mit!« Sie packte ihn am Arm und zog ihn fort.

»Wohin?«

»Zu deinem Großvater.«

Sie gingen hintereinander die hölzerne Treppe an der Flanke des Felsens hinauf. »Großvater sagt mir nie etwas«, zweifelte Gernot. »Und er erlaubt mir auch nicht, den Wald zu verlassen.«

»Wir werden sehen.«

Sie traten in den Rittersaal. Ritter Edwin saß wie immer in dem mit Fellen bedeckten Sessel vor dem Kamin und blickte ins Feuer.

»Ist schon wieder Zeit fürs Essen?«, fragte er leise mit seiner brüchig gewordenen Stimme.

»Nein«, antwortete Anna, »aber es ist Zeit, dass Ihr Euren Enkel nicht mehr wie ein kleines Kind behandelt. Lasst ihn mit Hans einmal eine Reise machen, wenigstens zu den Dörfern! Lasst ihn auf die Jagd mitgehen! Lasst ihn das Reiten lernen, draußen, wo ein Pferd richtig galoppieren kann, nicht nur auf unserer kleinen Lichtung. Auch mit dem Schwert muss er sich üben. Wie soll er denn ein Ritter werden, wenn er nur mit der Armbrust auf Tauben schießt? Wie soll er einmal der Herr von Habichtstein werden, wenn er vom Leben nichts weiß? Und vor allem: Erzählt ihm die Familiengeschichte! Alle edlen Familien machen das so.«

Keine andere Magd könnte so mit ihrem Herrn reden. Aber Ritter Edwin duldete es schmunzelnd. Nicht nur, weil er auf Annas Hilfe angewiesen war, sondern auch, weil er wusste, dass sie es gut meinte.

Anna schob den Jungen vor sich her bis zu seinem Großvater, drehte sich einfach um und ging, ohne eine Antwort abzuwarten.

Als Ritter Edwin mit seinem Enkel allein war, nickte er, sah Gernot eine Weile an, nickte wieder und zeigte auf das Bärenfell, das neben dem Kamin auf dem Boden lag. »Setz dich, Junge!«



Gernot hockte sich nieder, nicht zu dicht beim Feuer, weil das viel Hitze abstrahlte.

»Anna hat recht. Du wirst einmal der Ritter von Habichtstein sein. Aber ein Ritter kann man nur werden, wenn man zuvor einem anderen Ritter als Knappe gedient hat, dabei alles lernt, was dazugehört, und schließlich selbst zum Ritter geschlagen wird. Noch bist du zu jung, um ein Knappe auf einer fremden Burg zu sein. Aber ich gebe zu, dass es vernünftig ist, früh mit den Vorbereitungen zu beginnen. Da dein Vater nicht mehr lebt, wirst du auch früh das Erbe antreten müssen. Denn ich bin wahrscheinlich bald auch nicht mehr da.«

Gernot antwortete nicht, sondern sah seinen Großvater nur mit großen Augen an.

»Als ich so alt war, wie du jetzt bist«, begann Ritter Edwin, »da war mein Vater der Ritter vom roten Fluss. Unser Wappenzeichen war eine rote Schlangenlinie auf grünem Grund. Mein Vater hatte das ganze Gebiet mit den beiden Dörfern Oberkiefern und Unterkiefern und ein paar verstreute Höfe sowie diesen großen Wald vom König zum Lehen erhalten. Du weißt doch, was ein Lehen ist? Man darf es wie sein Eigentum nutzen, obwohl es eigentlich dem König gehört. Dafür muss man aber dem König dienen, wenn er es fordert, als Krieger oder auch für friedliche Zwecke. Unser König hat aber über lange

Zeit keinen Dienst meines Vaters eingefordert, sodass der schließlich ganz vergaß, dass er nicht selbst Herr war. Als dann eines Tages ein Bote einen Befehl des Königs brachte, verweigerte mein Vater den Gehorsam.«

»Das war aber nicht gut!«

»Nein, das war wirklich nicht gut. Der Herzog, der als so eine Art Unterherrscher diese große Insel regierte, hatte ihm versichert, der König würde sich nicht weiter um ihn kümmern. Und wenn doch, dann würde er, der Herzog, meinem Vater helfen.«

»Und – was hat der König getan?«

»Nichts.«

»Nichts?«

»Ich weiß es nicht so genau«, murmelte Ritter Edwin.  
»Er ist jedenfalls nicht mit seinem Heer erschienen, um uns zu strafen. Aber vielleicht hat er uns doch bestraft.«

»Das verstehe ich nicht.«

Ritter Edwin schwieg eine Weile. Dann sagte er: »Ich weiß nicht, ob das, was dann folgte, nicht doch eine Strafe war. Wir hatten alle sehr viel Angst, meine Mutter und ich. Mein Vater nicht so. Vielleicht hatte er auch Angst, wollte es nur nicht zeigen, und tat darum noch mehr so, als sei er selbst ein kleiner König. Gernot, kannst du mir mal das Kissen in meinem Rücken etwas höher ziehen? Und dann leg noch ein Stück Holz ins Feuer!«

Nachdem Gernot das getan hatte, setzte er sich wieder auf das Bärenfell.

Der Großvater begann erneut: »In dem Gebiet, das uns der König als Lehen zugewiesen hatte, stand ein ungewöhnlicher Baum, groß, mit weit ausladenden Ästen. Niemand wusste, was das für ein Baum war. Weil er Blätter hatte, die den Ahornblättern ähnlich sahen, nannten wir ihn ›Behorn‹. Aber das war natürlich nur scherzhaft gemeint. Niemand konnte uns sagen, wie der Baum richtig hieß. Der König hatte gesagt, wir dürften die Wiesen und Felder und auch diesen großen Wald nutzen, wie wir wollten, nur diesen einen Baum dürften wir nicht anrühren. Warum – das wussten wir nicht.«

»Steht der Baum noch?«, fragte Gernot.

»Nein.« Sein Großvater schüttelte langsam den Kopf. Dann deutete er nach oben. »Da ist er.«

Gernot blickte nach oben in das offene Gebälk des Daches. »Wo?«

»Mein Vater fühlte sich so sehr als eigener Herr – vielleicht wollte er auch nur so tun – vielleicht dachte er sogar, dadurch würde er zu einem freien Herrn – jedenfalls tat er etwas Schreckliches: Er fällte den Baum.«

Der Enkel riss erschreckt die Augen noch weiter auf, sagte aber nichts.

»Mein Vater hatte nicht viel Mühe damit, der Stamm

schien weich zu sein. Aber je länger das Holz lag, desto härter wurde es. Mein Vater dagegen verlor die Härte, die er in seinem Herzen gehabt hatte. Es wurde ihm allmählich bewusst, was er Furchtbares getan hatte, und er bekam Angst. Eines Tages hatte er beim Jagen diesen Felsen entdeckt, von dem bis dahin niemand wusste. Er beschloss, hier eine Burg zu bauen. Hier würde ihn der König nicht finden, dachte er. Er ließ Bauleute von weit her kommen. Alles Material musste auf Maultieren mühsam durch den Bach herangebracht werden. Der größte Teil der Steine, aus denen Turm und Palas bestehen, war in unserer alten Burg verbaut, die mein Vater vollständig abreißen ließ. Und aus dem festen Holz des Behornbaumes ließ er das Dach machen.«

Gernot sah wieder nach oben zu den mächtigen Balken. »Es muss aber viel Holz an dem Baum gewesen sein, dass er das ganze Dach ...«

»Das Dach ist fest und hat bis heute gehalten«, fuhr sein Großvater fort. »Wir haben später festgestellt, dass das Holz danach noch fester wurde. Aber ich glaube, das Dach hat uns trotzdem nicht gut beschützt.«

»Wie meinst du das? Es regnet doch nicht rein!«

»Ich fürchte, dass ein Fluch auf uns liegt. Auf diesem Haus, auf unserer Familie.«

»Ein Fluch?«

»Anfangs waren wir zufrieden. Mein Vater nannte die Burg ›Habichtstein‹, weil es hier Habichte gab. Es gab zwar viel mehr Tauben. Aber man kann ja eine Burg nicht ›Taubenstein‹ nennen – wie hört sich das an! Der zehnte Teil der Ernteerträge der Bauern stand uns zu. Er musste nun zur Mühle gebracht werden, unten am Bach, wo er aus dem Wald tritt. Der Müller sammelte alles, und ein Knecht von uns holte es ab. Was wir nicht brauchten, verkaufte er für uns und gab uns das Geld. Die Angst ist nicht gewichen. Mein Vater ist bald darauf gestorben, meine Mutter auch. Meine Frau, deine Großmutter, starb bei der Geburt deines Vaters, und deine Mutter starb, kurz nachdem du zur Welt gekommen warst. Ist das nicht ein Fluch? Als ich der Hausherr auf der Burg geworden war ... ach, das erzähle ich dir ein anderes Mal. Es ist genug für heute.«

»Bist du schon wieder müde, Großvater? Es ist doch noch früh am Tag!«

»Nicht müde, aber erschöpft, mein Junge. Sehr erschöpft.«

»Aber du hast noch nicht gesagt, ob ich aus dem Wald hinausgehen kann. Und vielleicht auf einer fremden Burg als Knappe dienen, damit ich ein Ritter werden kann.«

»Du bist noch sehr jung, Gernot. Du kannst mal mit Hans bis zur Mühle gehen. Aber ein Knappe? Vielleicht im

nächsten Jahr. Und jetzt lass mich bitte wieder allein. Leg noch ein Stück Holz nach!«

Gernot schürte das Kaminfeuer und warf einen dicken Kloben Holz hinein. Als er seinen Großvater wieder ansah, hatte der die Augen bereits geschlossen. Ob er schlief? Leise ging Gernot hinaus.

\* \* \*

Es lebten nur fünf Menschen auf der kleinen Burg Habichtstein. Neben dem alten Ritter Edwin, seinem Enkel und Anna, die wir schon kennen, gab es noch ein Ehepaar in mittlerem Alter. Der Knecht Hans war für alles zuständig, wofür man einen Mann brauchte, und seine Frau Lisbeth kochte und betreute den Kräuter- und Gemüsegarten.

Gernot hatte Hans noch mehr ins Herz geschlossen als seinen Großvater und die Mägde, weil Hans ihm vieles erklärte, ihn manchmal mit auf die Jagd nahm und ihm, soweit das im Wald möglich war, das Reiten beibrachte.

»Gernot!«, rief Hans seinen jungen Herrn, der sich gerade im Schießen mit der Armbrust übte.

Der Junge zog die Pfeile aus dem hölzernen Scheunentor, auf das ihm Hans eine Zielscheibe gemalt hatte, und rannte zum Stall, wo Hans gerade den Packsattel auf das Pferd legte. »Ja?«

»Stimmt es, dass Ritter Edwin dir erlaubt, mit mir zur Mühle zu gehen?«

»Ja. Willst du hin?«

»Ich bin gleich fertig. Zieh dir eine kurze Hose an und lass die Strümpfe hier!«

Kurz darauf wateten die beiden nebeneinander im Bach. Hans führte das Pferd am Zügel.

»Mein Großvater hat mir alles ganz genau erzählt«, plauderte Gernot. »Von früher, und wie sie unsere Burg gebaut haben. Auch vom König und von dem Baum, den sie eigentlich nicht anrühren durften. Und wie sie dann trotzdem den Baum ...«

»Eine üble Sache!«, murmelte Hans.

»Großvater meint, ein Fluch liegt ... Weißt du, was ein Fluch ist?«

»Sicher weiß ich das. Vieles gelingt nicht mehr so recht, Unglück trifft einen, es herrscht Unfriede ... so was eben.«

»Weil der Urgroßvater dem König nicht gehorcht hat. Und den Baum hat er gefällt. Sogar das Dach hat er davon gemacht.«

»Das war dreist«, nickte Hans. »Aber es steht mir nicht zu, den Ritter zu kritisieren.«

»Großvater wollte mir noch mehr erzählen, aber da ist er eingeschlafen.«

»Er ist krank und schwach, der Ritter Edwin. Wir wollen hoffen, dass er noch nicht stirbt, ehe du ein Ritter bist.«

»Im nächsten Jahr verlasse ich Habichtstein und werde Knappe auf einer fremden Burg.«

Hans wiegte den Kopf hin und her. »Das wird schwierig werden.«

»Warum?« Gernot blickte erstaunt zu ihm auf.

»Ritter Edwin weiß nicht alles, was in der Welt draußen vorgeht. Wir erzählen es ihm absichtlich nicht, um ihn nicht zu beunruhigen. Und auch du weißt es natürlich nicht. Aber nun muss ich es dir wohl sagen. Die neue Regierung hat alle Burgen zerstört, bis auf vier. Die Herren auf diesen Burgen sind der Regierung treu ergeben.«

»Sprichst du von der Regierung des Königs?«

»Nein, nein, von der Regierung auf dieser Insel. Alle Ritter und Grafen, bei denen die neue Regierung Widerstand befürchtet, sind abgesetzt, gefangen genommen oder sogar umgebracht worden.«

»Das verstehe ich nicht. Regiert uns denn nicht der König? Oder der Herzog?«

»Ach, Junge«, murmelte Hans, »du weißt wirklich wenig!«

»Weil mir niemand was erklärt! Erklär du es mir!«



Sie kamen an eine enge Stelle, die sie nacheinander passieren mussten. Als sie wieder nebeneinandergehen konnten, begann Hans:

»Unser oberster Herr ist natürlich der König. Aber er wohnt weit von hier. Diese große Insel wurde darum immer vom Herzog regiert, der dem König den Treueid schwören musste. Er nahm es aber damit nicht so genau. Vor einigen Jahren – ich war damals noch ein Kind, etwa so alt, wie du jetzt bist – starb der Herzog ohne Erben. Der König machte seinen Anspruch auf unser Land, diese Insel, geltend. Nun verlangt ein altes Gesetz, dass unser Herzogtum nicht von außen gelenkt werden darf. Wer herrschen will, muss hier wohnen. Darum hat der König seinen kleinen Sohn auf die Herzogsburg bringen lassen. Der war noch viel zu jung, um selbst zu regieren, der König setzte darum einen Thronrat ein. Eine Tante und der Erzpriester sollten den Jungen erziehen, und die Regierungsgeschäfte sollten vorläufig vom herzoglichen Kanzleivorsteher und vom Generalfeldmarschall gemeinsam geführt werden, bis der Prinz alt genug sein würde.«

»Dann müsste er aber doch längst alt genug sein, wenn das schon so lange her ist!«

»Da hast du recht, junger Herr. Er müsste. Aber niemand hat ihn jemals gesehen. Wer weiß, ob er überhaupt noch lebt. Nun ja, leben wird er wohl noch. Aber man

munkelt, der General, oder, wie er richtig heißt, der Generalfeldmarschall hielte ihn gefangen, um selbst regieren zu können.«

»Das ist ja schrecklich! Und der andere ...?«

»Der Kanzleivorsteher? Der hat nichts zu sagen. Die Macht hat der General, und alle tanzen nach seiner Pfeife.«

»Und warum tut der König nichts dagegen?«

»Eine gute Frage, mein Junge. Ich habe sie mir auch schon oft gestellt. Ich weiß keine Antwort.«

Sie mussten eine Stromschnelle überwinden, wo das Wasser über ein paar Felsbrocken hinunterschoss. Das Pferd scheute, und Hans musste ihm gut zureden. Dann floss der Bach wieder ruhiger dahin. Gernot fragte:

»Jetzt müssen also alle tun, was der General sagt?«

»So ist es wohl. Es heißt zwar, alle Gesetze und Befehle aus dem Schloss kämen vom Prinzen. Aber niemand kann das kontrollieren. Wahrscheinlich behauptet der General das nur. In Wirklichkeit regiert er. Und zwar so, dass er das Land ausbeutet und die Menschen immer ärmer werden.«

»Warum tut denn niemand was dagegen? Das ist doch Unrecht!«

»Wer sollte denn etwas dagegen tun? Er hat nun mal die Macht. Wer etwas gegen ihn sagt, kommt ins Gefängnis oder wird sogar umgebracht.«

Darauf wusste Gernot nichts zu sagen. Nach einer Weile stieß er hervor: »Wenn ich erst mal ein Ritter bin ...!«

Hans lachte trocken. »Ach, Gernot! Du stellst dir das anscheinend sehr leicht vor. Aber schon viele Ritter haben sich gegen den General gestellt. Keiner konnte etwas ausrichten. Und außerdem – ich weiß gar nicht, wie du zum Ritter werden könntest. Du müsstest als Knappe auf eine Burg gehen. Aber es gibt nur noch die vier Burgen, die erlaubt sind, angeblich vom Prinzen, aber in Wirklichkeit wohl vom General. Von den vier Burgen aus kontrolliert er das ganze Land.«

»Eine Burg gibt es noch: Habichtstein!«

Wieder lachte Hans. »Ja, das ist wahr. Die Leute des Generals haben uns einfach noch nicht entdeckt. Aber gegen die Burgen des Generals ist Habichtstein geradezu lächerlich klein. Immerhin – es hatte doch seinen Vorteil, dass dein Urgroßvater Habichtstein so tief im Wald gebaut hat. Nur kannst du da kein Ritter werden.«

»Hm.« Gernot dachte über eine Lösung des Problems nach, aber es fiel ihm lange keine ein. Aber dann, nach etwa dreihundert vorsichtigen Schritten auf den rund geschliffenen Steinen im Wasser, ging ein Leuchten über sein Gesicht. »Ich hab's! Ich gehe ins Land des Königs! Ich finde bestimmt ein Schiff, das von unserer Insel hinüberfährt. Da gibt es doch sicher viele Burgen mit Rittern.«

»Die gibt es wohl, aber ...« Hans brach ab.

»Warum sprichst du nicht weiter? Warum sollte das nicht gehen?«

»Am besten, du fragst deinen Großvater danach.«

»Das werde ich auch tun. Aber du kannst es mir doch jetzt schon sagen!«

»Ich weiß nicht viel darüber. Es wurde nur erzählt, dass dein Großvater ins Land des Königs wollte, aber er konnte nicht hinüber. Er hat nicht viel darüber gesagt, warum das nicht ging. Einiges hat er wohl erzählt, aber das kam mir sehr merkwürdig vor. Ich habe nicht weiter gefragt, weil ich nicht den Eindruck erwecken wollte, ich glaubte ihm nicht. Du musst ihn selbst fragen.«

»Das werde ich auch. Aber jedenfalls ist er ein Ritter geworden und mein Vater auch.«

»Damals gab es noch viele Burgen auf dieser großen Insel – und anständige Ritter. Eine Burg stand auf ... Bleib mal stehen!«

Beide standen still, und das Pferd nutzte die Gelegenheit, um aus dem Bach zu trinken.

»Was ist?«, fragte Gernot. »Hörst du was?«

»Im Gegenteil! Ich höre nicht, was ich hören müsste. An dieser Stelle hört man immer schon das Klappern der Mühle. Wir kommen gleich aus dem Wald heraus. Aber ich höre nur das Rauschen des Baches.«

Hans ging mit schnellen Schritten weiter, und Gernot hatte Mühe, ihm zu folgen. »Vielleicht hat der Müller schon alles Korn gemahlen. Oder er macht mal eine Pause«, meinte Gernot.

»Pausen macht er nachts, aber nicht um diese Tageszeit.«

Jetzt ließen sie das letzte Unterholz hinter sich.

Gernot staunte. Vor ihm öffnete sich ein weites Tal. Wiesen und Äcker senkten sich sanft zu dem Fluss hinunter. Dahinter stieg das Land wieder an. Einzelne Bäume standen da, aber nicht so viele wie in dem Wald hinter ihm. Rechts und links konnte er die Häuser der zwei Dörfer erkennen. Über dem Dorf Unterkiefern stieg eine grauschwarze Rauchfahne auf, dicker als der Rauch von Kaminfeuern.

»Hans!«

Die beiden fuhren erschreckt herum, weil sie nicht erwartet hatten, von hinten angesprochen zu werden. Die Frau des Müllers stand am Bach und hatte ihre zwei kleinen Kinder an den Händen.

»Martha! Was ist geschehen? Hast du dich im Wald versteckt?«

»Ja. Soldaten sind gekommen, viele, hundert oder mehr. Wir haben beobachtet, wie sie unten in den Dörfern gewütet haben. Mein Mann ist vorsichtig hin-

geschlichen. Sie haben den Bauern alles weggenommen, die Ernte, das Vieh, alles. Nur ein paar sehr alte Tiere wollten sie nicht. Der Bauer Krug in Unterkiefern wollte seine Pferde nicht hergeben, da haben sie sein Haus und seine Scheune angezündet. Und was das Schlimmste ist: Sieben junge Männer haben sie mitgenommen. Kräftige Söhne der Bauern, die sie zu Soldaten machen wollen.«

»Das ist ja schrecklich!«

Eins der Kinder fing an zu weinen, dann setzte das zweite auch ein.

»Als sie fertig waren, entdeckten sie unsere Mühle. Mein Mann kam schnell und schickte uns in den Wald in Sicherheit. Ich habe beobachtet, wie sie alle Vorräte aus der Mühle mitgenommen haben.«

»Papa kommt!«, sagte eins der Kinder und zeigte zur Mühle. Tatsächlich – mit schnellen Schritten kam der Müller herauf. Als er da war, umarmte er seine Frau und die Kinder. »Etwas Schreckliches ist passiert!«, keuchte er, als er Hans die Hand reichte.

»Martha hat es mir erzählt.«

»Sie haben alles mitgenommen! Alles, auch meinen Esel. Und alle Vorräte, die hier für Ritter Edwin gelagert waren. Ist das der junge Herr?«

»Ja.«

Der Müller verneigte sich.

»Ich bin Gernot«, sagte der Junge. »Es tut mir leid, was euch geschehen ist! Diese Verbrecher sollte man ...«

»Es ist auch Euch geschehen, junger Herr. Es gibt nun kein Getreide mehr für Eure Burg, kein Fleisch, kein Öl, keine Früchte, kein Gemüse. Nur etwas Geld, denn Martha hatte schon einiges auf dem Markt verkauft, und den Erlös hatte ich gut versteckt, den haben sie nicht gefunden. Sie fragten, wer der Lehnsherr über diese Dörfer sei und wo der wohnt. Ich habe es nicht verraten. In ihrem Zorn haben sie das Mahlwerk meiner Mühle völlig zerschlagen. Ich kann nicht mehr mahlen. Nun, jetzt gibt es sowieso kein Korn, aber im nächsten Jahr hoffen wir ja wieder zu ernten. Was für ein Elend!«

Martha umarmte ihren Mann wieder. »Aber sie haben dich am Leben gelassen, das ist das Wichtigste!«

Gemeinsam gingen sie zur Mühle. Von außen war keine Zerstörung zu erkennen, aber als der Müller sie hinein führte, sahen sie es: Aus Rädern, Stangen und Trichtern waren zerbrochene und gesplitterte Holzstücke geworden. Es war nicht mehr zu erkennen, wie das alles vorher zusammengehört hatte.

Der Müller ging mit einem Spaten in den Garten hinaus und kam kurz darauf mit einem Lederbeutel zurück. »Es sind zweihundertvierzehn Silberstücke, Hans. Der zehnte

Teil, der mir für meine Arbeit zustehen soll, ist noch nicht abgezogen.« Er schüttete die Münzen auf den Tisch.

Hans überlegte einen Augenblick und sagte dann: »Behalte die Hälfte! Ich kann das zwar eigentlich nicht entscheiden, aber ich nehme an, dass Ritter Edwin einverstanden ist. Meist entscheidet er doch, wie Anna und ich ihm raten. Dann könnt ihr Getreide kaufen, irgendwo, wo die Soldaten nicht waren. Und Saatgut für das nächste Jahr. Und vielleicht kann der Bauer Krug mit einem Teil des Geldes schon mal anfangen, sein Haus wieder aufzubauen. Findest du nicht auch, Gernot?«

Der nickte. Nachdem er eine Weile darüber nachgedacht hatte, ärgerte er sich aber. Hans hätte ihn erst fragen sollen! Schließlich war er der Erbe von Habichtstein. Aber er sagte nichts.

»Ihr sollt nicht hungern!«, sagte Hans. »Wir müssen dann eben mehr im Wald auf die Jagd gehen.« Er nahm die Hälfte des Silbergeldes, das Martha inzwischen abgezählt hatte, und steckte es ein. »Komm, junger Herr, wir gehen zurück!«

\* \* \*

Als Gernot und Hans in der Burg alles berichtet hatten, waren die beiden Mägde wütend. Ritter Edwin aber starrte nur schweigend vor sich hin, als habe er Ähnliches



lange erwartet und fühlte sich nun in seiner traurigen Erwartung bestätigt. Oder hatte er nur keine Kraft mehr für heißen Zorn?

Zu der Entscheidung von Hans, dem Müller und den anderen im Dorf die Hälfte des Geldes zu lassen, nickte er nur wortlos.

Drei Tage später sagte Anna zu Hans: »Unsere Vorräte gehen zur Neige. Wenn du jagen willst, um das Fehlende durch Wild zu ersetzen, dann solltest du jetzt damit beginnen.«

Also nahm Hans Gernot mit sich, jeder mit einer Armbrust bewaffnet, und ging in den Wald. Die Ritter hatten früher viel gejagt. Aber seit Ritter Edwin alt geworden war und sein Sohn nicht mehr lebte, hatten die Wildschweine, Rehe und Hirsche sich reichlich vermehrt. Wölfe gab es nicht, weil der Wald für sie zu dicht war, aber Luchse, Marder und andere kleine Raubtiere. Bären sollte es angeblich auch geben, aber es war schon lange her, dass zum letzten Mal einer gesehen worden war.

Gernot lernte, sich gegen den Wind leise anzuschleichen und die Spuren der Tiere zu unterscheiden. Er lernte den Wald kennen und wusste bald, wo die Wasserstellen und die wenigen Lichtungen waren, wo er sich auf die Lauer legen konnte. Nach und nach wurde er immer sicherer im Umgang mit seiner Waffe. Die hatte allerdings, weil

sie kleiner war, nicht genug Durchschlagskraft, um einen Wildschweinkeiler zu erlegen, aber Eichhörnchen und größere Vögel brachte er manchmal als Beute mit, und einmal sogar einen Frischling.

Als er genug Erfahrung gesammelt hatte und sicher war, sich nicht im Wald zu verlaufen, ging er allein auf die Jagd. Hans hatte ja noch viel anderes zu tun.

Es erfüllte ihn mit Stolz, dass dies hier sein Wald war – oder wenigstens bald sein würde. Jeden Baum und jeden Strauch, jedes Tier und jeden Pilz betrachtete er als sein Eigentum. Es war ja auch niemand da, der es ihm streitig machte. Bis er die alte Frau traf.

Er hatte sich auf den niedrigen Ast eines Baumes gesetzt, der am Rand einer Lichtung stand. Hier gab es nur darum keine Bäume, weil die Biber sie gebraucht hatten, um das kleine Wasserrinnsal zu einem Teich aufzustauen. Der Platz, den vorher die Bäume beansprucht hatten, wurde nun von Büschen und Kräutern eingenommen. Hier kam manchmal Rotwild zur Tränke, und darauf wartete Gernot.

Es raschelte im Gebüsch. Gernot hob seine Armbrust, bereit zu schießen, sobald das Tier heraustrat. Aber was da aus den Büschen kam, war eine Frau.

Sie war alt und ging gebückt, wirkte aber nicht gebrechlich, sondern bewegte sich flink. Sie trug eine Jacke aus

Leder, wohl damit die Dornen ihr nicht so zusetzten. Am Arm trug sie einen Weidenkorb.

»Wer bist du denn?«, sprach Gernot sie an und sprang von seinem Ast.

Die Frau erschrak, fasste sich aber schnell und antwortete: »Und wer bist du?«

»Ich bin der Enkel des Ritters von Habichtstein, und uns gehört dieser Wald.«

»Das kann jeder sagen!«, knurrte die Frau.

»Es ist die Wahrheit! Und jetzt sag, wer du bist!«

»Ich bin die Kräuterfrau. Ich sammle im Wald Pilze, Beeren und Kräuter. Daraus wird Medizin für die Kranken.«

»Das kann auch jeder sagen!«

»Wirf doch einen Blick in meinen Korb, da siehst du, was ich schon gesammelt habe!«

»Und was suchst du hier?«

Die alte Frau lächelte. »Etwas ganz Besonderes und Seltenes wächst hier. Ich habe es noch nirgendwo sonst gefunden. Die Novemberbeere.«

»Davon habe ich noch nie gehört.«

»Es ist eine ganz unscheinbare Beere, die sogar ein wenig giftig ist. Wenn sie aber im November den ersten Frost abbekommen hat, wird sie zu einem wunderbaren Heilmittel. Die letzten Nächte gab es Frost, darum suche ich jetzt die Novemberbeere.«

»Ich habe es dir nicht erlaubt!«, sagte Gernot hochnässig.

»Erlaubt? Seit wann braucht man eine Erlaubnis, wenn man Kräuter sammeln will? Ich schieße doch kein Wild!«

»In diesem Wald brauchst du eine Erlaubnis, und die verweigere ich dir! Also verschwinde!«

»Ich denke gar nicht daran! Schon seit über sechzig Jahren sammle ich im Wald, was ich für meine Arzneien brauche. Nie hatte jemand etwas dagegen. Und auf einmal kommt ein Junge und will ...«

»Sofort! Verschwinde!« Gernot ärgerte sich noch mehr, dass die Frau ihn nicht als richtigen Mann ansah. »Hau ab, oder ich schieße!« Er zielte auf die Alte.

Die blickte ihn erschrocken an, dann drehte sie sich um, zwängte sich durch das Gebüsch und ging davon. Dabei murmelte sie wütend vor sich hin. Gernot meinte die Worte »Frechheit« und »unverschämt« zu verstehen. »Komm nur nicht wieder!«, rief er ihr nach. »Sonst schieße ich!«

An Jagd war heute nicht mehr zu denken. Gernot ging nach Hause, erzählte aber niemandem von der Begegnung. Er war nicht besonders stolz darauf, ja, nachdem er einige Zeit darüber nachgedacht hatte, schämte er sich sogar ein wenig. War es recht, so mit einem anderen Menschen umzugehen? Aber weil der Gedanke so

ein unangenehmes Gefühl in ihm auslöste, beschloss er, nicht weiter darüber nachzudenken.

\* \* \*

Wenn Hans Zeit hatte und nicht jagen ging, brachte er Gernot das Reiten bei. Zwar konnten sie nur etwa vierzig Schritte geradeaus reiten, vom Felsen an zwischen Stall und Scheune hindurch bis an den Waldrand. Da ließ sich nicht galoppieren. Aber er konnte doch ein wenig das Gefühl für das Tier bekommen, sich im richtigen Sitz und in den Bewegungen üben und Sicherheit im Sattel gewinnen.

Eines Tages – der erste Schnee war schon gefallen und schnell wieder getaut – ritt Gernot auf dem Hof hin und her. Keiner der Erwachsenen war in der Nähe. Er stieß dem Pferd die Ferse in die Seite. Kaum war es in Galopp gefallen, musste es schon wieder stehen bleiben. Das ärgerte Gernot.

Da kam ihm eine Idee. Der Bach! Im Wasser konnte er einen Galopp versuchen. Er lenkte das Tier in den Bach und trieb es an. Es wollte zunächst nicht gehorchen, aber Gernot trat ihm ungeduldig noch stärker in die Flanken. Da preschte das Pferd los, dass das Wasser hoch aufspritzte.

Ja, das machte Spaß! Gernot stieß einen Jubelschrei aus. Aber der war kaum verklungen, da schickte er einen

Schreckensschrei hinterher: Das Pferd stürzte, weil der Grund des Baches zu uneben war und voller dicker Steine. Gernot flog aus dem Sattel und landete seitlich in Brennnesseln und Himbeersträuchern, die ihm zwar die Haut aufrissen, aber immerhin verhinderten, dass er auf harten Boden krachte.

Als er sich nach dem Schreck wieder gefasst und unter Schmerzen aufgerichtet hatte, sah er, dass das Pferd im Bach auf der Seite lag. Es zuckte und stieß ein heftiges Schnauben aus. Dann wollte es aufstehen, konnte aber anscheinend nicht.

Da kam auch schon Hans angelaufen, den der Schrei angelockt hatte, gefolgt von Lisbeth und Anna.

»Gernot! Was ist passiert?«

Der kam langsam hoch, befühlte die verschiedenen Stellen, die ihm wehtaten, und erklärte nur, was sowieso jeder sehen konnte: »Das Pferd ist gestürzt.«

Hans näherte sich vorsichtig dem Tier und begann es zu untersuchen. Das war nicht einfach, weil es zwar manchmal still lag, dann aber unverhofft wild mit den Hufen um sich schlug.

Anna betrachtete Gernot von allen Seiten. »Ist es schlimm?«

»Es tut weh. Aber ich glaube, es ist nichts gebrochen.«

Hans stellte fest: »Aber bei unserem Pferd ist es

schlimm. Es hat sich die Vorderhand gebrochen.« Alle sahen sich erschrocken an, dann blickten sie fragend und vorwurfsvoll auf Gernot. Hans und Lisbeth trauten sich nicht, den Vorwurf auch auszusprechen, immerhin war er der junge Herr, aber Anna fragte: »Bist du galoppiert?«

»Ja.«

»Im Bach?«

»Ja. Sonst kann man ja nirgends ...!«

»Hast du denn den Verstand verloren, Junge? Im Bach, wo so viele Steine herumliegen! Das ist doch viel zu unsicher für ein Pferd! Was wird dein Großvater sagen! Unser einziges Pferd!«

Hans wollte ihren Zorn etwas beruhigen: »Da hast du ja wenigstens mit dem Zeitpunkt Glück – jetzt, wo wir sowieso nichts von der Mühle zu holen haben.«

»Meinst du, das Pferd wird nicht wieder gesund?«, fragte Gernot eingeschüchtert.

»Nein, das Bein ist mehrfach gebrochen. Wir müssen es schlachten.«

»Schlachten?«, fragte Gernot entsetzt.

Hans nickte, und seine Frau meinte: »Am besten jetzt gleich, damit es nicht weiter Schmerzen leiden muss.«

»Ja, dafür bin ich auch«, meinte Anna. »Aber nicht hier im Wasser. Wir müssen es erst an Land bringen.«

»Nur – wie?«, überlegte Hans. »Allein kann das arme Tier nicht aus dem Bach. Und herausziehen können wir es schlecht, wenn es so wild um sich schlägt.«

Eine Weile standen sie ratlos herum. Gernot verdrückte sich. Erstens schämte er sich für seine Tat, und zweitens wollte er nicht weiter zusehen, wie das verletzte Tier an seinen Schmerzen litt. Außerdem konnte er sowieso nicht helfen.

War es, weil er seinen Fehler einsah und nicht zusätzlich auch noch feige sein wollte? Jedenfalls raffte er allen Mut zusammen und ging zu seinem Großvater hinauf, um ihm alles zu berichten. Ritter Edwin sagte ein paar traurige und ein paar ernste Sätze, aber richtig zornig war er nicht. Wahrscheinlich hatte er keine Kraft dazu.

Dann saßen Großvater und Enkel eine Weile wortlos beieinander. Der alte Ritter murmelte: »So weit ist es also gekommen mit uns. Nur eine kleine versteckte Burg, mit Fluch und Unglück belastet, keine Einkünfte von den Bauern, ein alter, schwacher Ritter und ein Enkel, der wahrscheinlich nie ein Ritter werden wird, und nun noch nicht mal ein Pferd!«

»Ich will aber ein Ritter werden!«, sagte Gernot.

»Ein Ritter ohne Pferd? Das hast du dir nun selbst verdorben. Ach nein, auch mit Pferd wärst du kein Ritter



geworden. Wem willst du denn als Knappe dienen? Und wer sollte dich zum Ritter schlagen?»

Gernot hatte Tränen in den Augen. Ihm war allerdings klar, dass das nicht zu einem Ritter passte. Sein Großvater sollte seine Tränen auch nicht sehen. Darum stand er auf und ging hinaus.

Vom Felsen herunter sah er, dass die drei sich noch mit dem Pferd abmühten. Er nahm seine Armbrust und ging zur anderen Seite in den Wald.

Später, als er bei einbrechender Dunkelheit zurückkam, war alles vorbei. Hans und die Mägde waren dabei, das geschlachtete Tier zu zerlegen. Mehrere dampfende Kessel hingen über dem Feuer, und ein Geruch hing in der Luft, den Gernot schon von früheren Schlachtungen kannte.

»Wie habt ihr es denn aus dem Wasser gekriegt?«, fragte Gernot.

Hans zeigte ihm einen Korb, in dem mehrere braune Pilze lagen.

Hiermit. Es ist uns mit Mühe gelungen, ihm zwei von diesen Pilzen ins Maul zu stopfen. Da ist es eingeschlafen.«

»Was sind das für Pilze?«

»Das ist der braune Schattenröhrling. Er ist giftig. Ich habe ihn dir schon mal gezeigt, du hast es wahrscheinlich wieder vergessen. Er ist sehr selten, aber bei uns im

Wald wächst er an einigen Stellen. Einer davon lässt einen Menschen einschlafen, nach einigen Stunden wacht der mit starken Bauchschmerzen wieder auf. Zwei oder drei dieser Pilze bringen einen Menschen um. Ich dachte mir: Warum sollte nicht auch ein Pferd dadurch einschlafen? Sieh dir die Pilze genau an, damit du sie nicht mal aus Versehen zwischen ein Pilzgericht mischst!«

\* \* \*

Es war kalt geworden. So kalt, dass Gernot keine Lust mehr verspürte, durch den Wald zu streifen. Lieber saß er neben seinem Großvater vor dem Kamin, in dem das Feuer hell brannte.

»Großvater«, bat Gernot, »erzähl mir etwas von früher!«

»Von früher? Was soll ich dir denn erzählen?«

»Zum Beispiel, wie du ins Land des Königs wolltest. Hans hat gesagt, das hättest du vorgehabt, aber du seist nicht hingekommen.«

»Hans kennt die Geschichte auch. Warum hat er sie dir nicht vollständig erzählt?«

»Er sagte, er habe nicht alles verstanden. Und manches sei ihm auch sehr ... sehr merkwürdig vorgekommen.«

»Ach, er meint wohl, ich hätte mir das alles nur ausgedacht? Oder ich hätte geträumt? Nun ja, das will ich

ihm nicht übel nehmen, es ist wirklich eine merkwürdige Geschichte. Aber glaube mir, es ist alles tatsächlich so passiert. Genau so, wie ich es dir jetzt erzähle.«

Ritter Edwin trank einen Schluck aus dem Weinglas, das neben ihm stand, in dem aber nur Wasser war, und begann:

»Ich habe dir ja erzählt, dass mein Vater dem König ungehorsam war. Er hatte Angst und wusste nicht, wie er die Sache wieder ins Lot bringen könnte. Da meinte er, ich sollte ins Königsland gehen und dort Knappe bei einem Ritter des Königs sein. Zunächst, ohne mich als Sohn des Ritters vom roten Fluss zu erkennen zu geben. Sobald ich dort ein Ritter würde und Freunde am Königshof hätte, könnte ich es bekennen, aber dann wäre mir sicher niemand mehr böse. Und auch der Zorn des Königs auf ihn, meinen Vater, wäre dann sicher verraucht.

Ich ging also weit nach Osten, wo die Sonne aufgeht, und kam an die Küste unserer Insel. Das Königsland ist nicht sehr weit entfernt auf der anderen Seite des Wassers, bei klarem Wetter kann man es von einem erhöhten Standpunkt aus sehen, wenn man auf einen Baum klettert oder auf das Dach eines Hauses. Im Hafen fragte ich nach einem Schiff, aber es fuhr keins hinüber. Und auf dem einen Schiff, das von drüben gekommen war und nun zurücksegeln sollte, wollten sie mich nicht mitnehmen.

Einen Grund dafür nannten sie mir nicht. Ich bot ihnen viel Geld, aber sie lehnten es ab.

Nach längerem Suchen und vielen Verhandlungen hatte ich schließlich einen Fischer gefunden, der mich für einen reichlichen Lohn hinüberbringen wollte. Wir segelten am Morgen los, hatten mit widrigem Wind zu kämpfen und kamen am späten Nachmittag in die Nähe der Küste.

Als wir das Ufer nach einer geeigneten Stelle zum Anlegen absuchten, sahen wir auf dem Strand einen Mann stehen. Einen seltsam kleinen Mann, ich möchte fast sagen, es war ein Zwerg, aber es war ohne Vergleich auf die Entfernung nicht möglich, die Größe abzuschätzen. Er trug ein Schwert, das für ihn eigentlich zu groß war, aber keine Rüstung und keinen Helm, auch keinen Schild. Wir segelten auf ihn zu. Aber da schüttelte er den Kopf und streckte uns die leere Handfläche der Linken entgegen, ein eindeutiges Zeichen, dass wir nicht näher kommen sollten. Der Fischer wollte auch abdrehen, aber ich überredete ihn, weiterzusegeln. So ein kleiner Mann könne uns doch nicht bedrohen. Als wir noch näher kamen, hob er sein Schwert. Das blitzte auf einmal, als würde sich die helle Sonne in seinem blanken Stahl spiegeln. Es schien aber keine Sonne, der Himmel war mit dunkelgrauen Wolken verhangen, als drohte ein Gewitter. Nun weigerte sich der Fischer, weiterzusegeln. Und ich muss ge-

stehen: Als ich nun die zornigen Augen des kleinen Mannes erkennen konnte, wurde es auch mir unheimlich.

Wir fuhren wieder ein Stück aufs Meer hinaus. Als es dunkel geworden war und auch noch Nebel aufkam, versuchten wir es an einer anderen Stelle. Es brauchte wieder viel Überredungskunst von mir, den Bootsführer dazu zu bewegen. Wir näherten uns erneut dem Ufer, das an dieser Stelle dicht bewaldet war. Weil wir kaum etwas sehen konnten, mussten wir das Segel einholen und vorsichtig rudern, um nicht an einer Sandbank auf Grund zu laufen. Es war gefährlich, und wir machten uns Sorgen. Plötzlich sahen wir vor uns ein Licht. Anscheinend hatte jemand eine Fackel angezündet. Als wir behutsam näher kamen, erschraken wir: Im Licht der Fackel blitzte ein langes Schwert, es leuchtete fast heller als die Flamme.

Ein Schauer ging mir über den Rücken, und als der Fischer sofort zurückruderte, widersprach ich nicht, sondern half ihm sogar beim Rudern. Weiter draußen, wo der Nebel aufhörte, setzte er das Segel, wir konnten uns nach den Sternen orientieren und erreichten am Morgen den Hafen.

Meinen Plan, ins Königsland zu gehen, musste ich fallen lassen.«